

Wer war die Urbevölkerung des Murbodens und wie erfolgte die spätere Besiedlung?

Seit 1720 ist meine Familie mit diesem schönen Teile des oberen Murtales eng verflochten und seit einer Reihe von Jahren habe ich alle möglichen Lokalitäten und ihre Bewohner kennen gelernt.

Bei Konstatierung der raschen Veränderungen in allen, selbst weitabgelegenen Gräben drängte sich mir von selbst der Gedanke auf, wer waren die Menschen, die die einstige Waldwildnis kultivierten und wer gab die Namen, die heute noch auf allen Bergen als redende Erinnerungszeichen an ferne Jahrhunderte, immer mehr im Laute verändert, weiter in der Bewohner Munde fortleben.

Namentlich auf Jagden hatte ich Gelegenheit, von den ferneren Höhen zu beobachten, wie sehr sich die Landschaft verändert und, nach dem Bilde auf die Grundursachen zu schließen, warum der Gebirgsbauer, als nicht mehr konkurrenzfähig am Weltmarkt, seine mühsam zu bebauende Lehne verlassen muß und auch durch das kältere Klima gezwungen, wieder zur Weide und Waldwirtschaft zurückkehrt, womit die ersten Kolonisten begonnen haben. Seit der Eröffnung der Rudolfsbahn 1868 wechselt auch rapid die Bewohnerschaft.

Die vielen Arbeitereinwanderungen aus den umliegenden Kronländern haben sogar die Mundart im Haupttale merklich beeinflusst. Noch vor 30 Jahren war das Deutsch im Murboden rein bajawarisch, wie es heute im bayerischen Oberland um Schliersee gesprochen wird. Jetzt klingt es schon mehr slawisch-kärntnerisch, was ja begreiflich wird, wenn man hört, daß fast alle Bergarbeiter Slawen und die anderen Industriearbeiter vielfach Kärntner sind. Das Mittelhochdeutsche mit Hesch für Herz, Schmesch für Schmerz, Schmä für Schmeer und dem rauhen h, das noch alte Bauern im Feistritzgraben-Rothenthurn sprachen, ist vor 30 Jahren verschwunden und ist mit dem alten Gruber mit seinem Grüäs God Härre förähà ausgestorben.

Von modernen Fachschriftstellern gibt es keine Abhandlungen über die Geschichte des Murbodens, deshalb wäre es wünschenswert, jetzt noch Einiges festzulegen.

Lokalgeschichte kann nur der genaue Kenner der Lokalität schreiben, der verlässliche Auskunftspersonen zu Rate zieht und dann erst archivalische Studien treibt. Freilich fehlen am Lande die Behelfe einer großen Bibliothek, aber das hat den Vorteil, daß man von fixen Ideen nicht beeinflusst, von der objektiven Untersuchung nicht abgelenkt wird.

Bezüglich der Auskunftspersonen wird es immer schwerer, die landgesehnen Gewerkefamilien sterben aus, die alten Jäger sind tot, durch vielfaches Güterhandeln verschwinden auch die alten Bauern, die fluktuierenden Gebildeten sind gewöhnlich nur kurze Zeit in der Gegend, und drängen der Großstadt zu, und wer hat heutzutage unter der materialistischen Menge noch Interesse an der Geschichte seiner Heimat? Leider sehr wenige Leute und die haben meist aus Berufsrückichten im Hasten und Drängen nicht die Muße, sich mit Lokalforschung oder Urkundenstöbern zu befassen, denn beides verlangt viel liebhaberische Aufopferung und Zeit. Bald werden alle bodenständigen Auskunftspersonen verschwunden sein, Niemand wird mehr wissen, was das Eisen einst für ganz Steiermark bedeutete, wer und wo man das Eisen rekte.

Der um die Geschichte seines steirischen Vaterlandes hochverdiente Genealoge Hauptmann v. Beckh-Widmanstetter wurde zwar bei seinem Hinscheiden totgeschwiegen, das hindert aber nicht, daß er der einzige war, der über Obersteier, seine Eisenleute und ihre Arbeitsstätten durch die verflochtenen Jahrhunderte allein genau informiert war.

Man hätte seine frankhafte Veranlagung mit dem Deckmantel der christlichen Liebe verhüllen und bei seinem Tode seiner Leistungen in gebührender Anerkennung gedenken müssen.

Als objektiver Obersteierer erfülle ich nur einen Akt der Gerechtigkeit, die Erinnerung an Beckh wachzurufen.

Nach ihm hat der emsige Ferdinand Kraus den Murboden mehr in allgemeiner Richtung durchforscht, seitdem niemand mehr.

Der Zweck dieser Zeilen soll daher der sein, gebildete Amateure zu veranlassen, Lokalgeschichte zu schreiben, die Richtiges für die Zukunft festhalten und dabei die unliebsame Neuerung bannen, daß in den Tagesblättern Ortschroniken gelobt werden, die milde gesagt, von zweifelhaftem Werte sind.

Als wahre Muster für Lokalgesehichte fasse ich die Arbeiten Johann Schmuts auf.

Seine Abhandlungen „St. Stefan ob Leoben“ und „Oberzeiring“ kann ich als genauer Kenner dieser Orte als ganz ausgezeichnete Arbeiten erklären.

Die alten Geschichtsschreiber nahmen als feststehend an, die Urbewohner Obersteiers seien Kelten gewesen und alle späteren schrieben dies ohne weiters ab.

Unter diesen Kelten verstand man einen germanischen Stamm, als solcher müßten sie aber am Murboden irgend eine Spur hinterlassen haben. Mit dem Namen Murboden bezeichnet man das große Tal von Judenburg bis St. Lorenzen an der Mur, dessen Teil bis Knittelfeld von den Bayern Eichfeld genannt wurde.

Nichts, aber gar nichts, weder eine Grabstätte, noch Dolmen, noch Menhirs, oder auch nur ein Name in der Gegend, gibt von germanischen Kelten Kunde.

Völkerschaften können ja spurlos verschwinden, aber ein Zeichen können sie doch hinterlassen haben, z. B. die Steinkreise in Polen, Sardinien, Bretagne, England, sind ebenso unbekannte Erinnerungszeichen, wie die Bogumilensteine in der Herzegowina. Denkmäler, von denen man heute noch gar nicht weiß, wer sie hinterließ.

Germanisch-keltische Erinnerungszeichen gibt es im Murboden nicht, wohl aber massenhafte slawische Namen und ein slawisches Denkmal, wie kein schöneres der Bronzezeit in Europa, den Opferwagen aus Strettweg.

Darum behaupte ich, die Urbewohner des Murbodens waren Slawen, und zwar das Volk der Veneter, auch Illyrer oder Winden genannt, weil ich durch den herrlichen Strettweger Opferwagen, den Zusammenhang der Winden mit deren Stammesbrüdern den Wenden in Mecklenburg in folgendem zur großen Wahrscheinlichkeit nachweise.

Als deutschem Obersteierer wird man mir keine panslawistische Propaganda zumuten und wenn man die sehr unerquidlichen Kämpfe der Deutschen im Unterlande mit den heutigen Slowenen aus eigener Anschauung kennt, fällt es Einem um so schwerer, schmerzlicherweise vollkommen objektiv nachweisen zu müssen, daß in der Bronzezeit ganz Zentraleuropa slawisch war und, daß es im alten Kreislauf aller Dinge auch in den nächsten Jahrhunderten wieder slawisch werden wird. Die vielen kopfreichen slawischen Bergarbeiterkolonien am Rhein wirken als Pioniere für ihre

Stammesbrüder, wie einst die Goldwäscher bei der Besiedlung der Alpen — vor tausenden von Jahren.

Durch Zufall las ich 1904 in einem Badeorte im mir sonst unbekanntem Ugramer Tagblatt eine wohlwollende Kritik über die Broschüre des Untersteirers Hauptmann M. Zunković in Mostar, „Wann wurde Mitteleuropa von den Slawen besiedelt“¹; von der bald eine zweite Auflage erscheinen wird.

Diese Abhandlung wird, wenn sie in weiteren Kreisen bekannter wird, heiß umstritten werden, hat aber zweifellos sehr interessanten Inhalt und gewiß viel Richtiges, wenn man auch nicht Allem beipflichten kann.

Nach Jhering² begann der Auszug der Völker aus Zentralasien zuerst mit den Italikern und Griechen; dann den Kelten und Germanen, endlich den Slawen und Illyrern.

Übervölkung und veränderte klimatische Verhältnisse dürften den Anstoß gegeben haben.

Von Jherings ersten zwei Gruppen fand man nichts am Murboden, also waren diese Völker sicher der Gegend fremd.

Die Slawen und Illyrer dürften sich in Südrußland geteilt, jene nach Nordwesten, diese gegen Südwesten sich gewendet haben.

Naheliegenderweise mußten die Illyrer auf Erzentdeckungen ausgehend den Flußläufen stromaufwärts zum Ursprung zuwandern, denn zweifellos waren die Illyrer in der Hüttenkunde und Goldwaschen hocherfahren, denn ihre Spuren von sehr ausgebreiteter metallurgischer Tätigkeit trifft man in Siebenbürgen, am Balkan, in Bosnien, in den österreichischen Alpenländern, um Brescia bis Biella in Piemont. In der Hallstädterperiode hatten sie jedenfalls eine sehr hohe Kultur und Welthandel, die dann durch Kriege und nachkommende Völker wieder verloren gingen.

Von der Donau wandten sie sich zur Drau und Mur und rückten so dem Murboden nahe. Um die Wanderzüge zu eruieren, hoffte ich auf den Karten des Joanneums den Wohnsitzen folgen zu können. Leider sind aber die prähistorischen Fundkarten ganz unvollständig und sehr veraltet. — Viele Funde wurden ja auch in fremde Museen verhandelt, ohne daß der Händler den richtigen Fundort angegeben hat, so müßte zur Ergänzung auch der Bestand anderer Museen, namentlich des Wiener Hofmuseums, geprüft werden.

Es wäre eine mühevollere, aber gewiß belehrende Aufgabe, wenn diese Karten nach Kulturperioden neu gezeichnet würden. Je

¹ Kremser, Verlag Slovák. 1904.

² Vorgesehichte der Indoeuropäer, § 52.

eine Spezialkarte für die Steinzeit, Hallstädterperiode, römische und nachrömische Funde würde nachweisen, daß die späteren Einwanderer sich immer wieder an ihre Vorgänger angeschlossen.

Im Joanneum befinden sich Steinbeile aus St. Georgen und Thalheim ob Judenburg, Rotenmann, Krungl. Andererseits aus Friedau, Leibnitz, Graz, Badlhöhle, Leoben, Kammern, welche Etappen beweisen, daß schon zur neolithischen Steinzeit die Wege zum Salz begangen waren.

Nach dem Abschmelzen des Murgletschers holten die Bewohner Kärntens über den Pölsbals und den Triebener Tauern ihr Salz von Aussee, Hall bei Admont, Hallstadt, sogut wie jene Untersteiers am Talwege. Der Murgletscher endete am Maßenbühel vor Judenburg,¹ somit waren die Fundorte Georgen und Thalheim in der letzten der vier Eiszeiten noch 600 Meter hoch mit Eis bedeckt. Zur Eiszeit konnten also Menschen der Steinkultur, die noch mit dem Höhlenbären in der Badlhöhle zusammenlebten² oberhalb Judenburg keine Weideplätze finden und es ist nur eine noch ältere Besiedlung in tieferen Lagen zu suchen.

Die Wallfahrt zum Salze deutet die Urbewohner als die bergbaukundigen Winden oder Veneter im Urzustande, die das Salz mit Steinwerkzeugen gewannen und auf Saumtieren in die ferne verhandelten.

Die Steinbeile sind formschön bearbeitet und ich halte es für ganz gut möglich, daß hiefür auch der edelste Nephrit aus der ferne eingeführt wurde, denn mit zunehmender Kultur und Wohlstand wächst ja überall das Verlangen nach Besserem und Schönerem. Die Zwischenhändler in Kärnten dürften für das steirische Salz Bekleidungsstoffe eingetauscht haben und allmählich auch den Nephrit aus Ligurien.³ Durch einen Anstoß aus dem fernen Osten mag der Erzbergbau und die Kunst der Bronzeerzeugung Eingang gefunden haben, denn sie fußte auf der Verbindung mit dem Meere.⁴

Auf den alten Handelswegen der Steinzeit kam das Zinn aus Cornwallis oder Indien samt dessen Verwendung zur Legierung, denn in Steiermark haben wir keine Zeugen einer Kupferzeit, wie anderwärts, sondern nur Ausgrabungen der verschiedensten Bronze-

¹ Dr. August v. Böhm: Die alten Gletscher der Mur. Lehner, Wien, 1900.

² Wurmbrand, naturhistor. Verein, Graz 1871. II. Band.

³ Prof. Dr. Hilber, Graz, Vortrag „Das Nephriträtsel“, 25. Nov. 1905.

⁴ Die steirischen Bronzeschwerter im Joanneum zeigen auf den indischen Ursprung im schüsselförmigen Schwerte, den abgebogenen javanischen Parierstangen und der besonderen Form des Knaußs. Die griechischen sind ähnlich, nur viel eleganter in den Linien, wie in Athen zu sehen.

legierungen, also hatte man das Zinn zur Hand, als man die ersten Erzwerkzeuge, Wehr und Waffen, goß. Die Metallarbeiter im Lande, von denen man Gußwerkstätten fand, waren die Kelten der Alten, die hauptsächlich ihren Namen vom Goldwaschen erhielten. Zunković erklärt die Abstammung von Zelto, Zelto, Zlato, gelb, gleichbedeutend mit Gold. Da ich leider keiner slawischen Sprache genügend mächtig bin, mußte ich für die Folge die Güte des Herrn Hauptmannes in Anspruch nehmen, wofür ich ihm besonderen Dank zolle.

Um richtig zu gehen, legte ich ihm das zu erklärende Wort ohne Begründung vor, um unbeeinflusst die Übersetzung zu erhalten.

Manchmal lautete die Antwort nescio, aber in den meisten Fällen kamen überraschend treffende Deutungen. Die alten Winden haben in ihren Ortsnamen eine große Charakteristik, die im Deutschen nicht so prägnant wiedergegeben werden kann.

Ich sage absichtlich Winden, denn sie müssen sich selbst so genannt haben, wie die vielen Orte mit Windisch andeuten. In neuester Zeit wollen aber die heutigen Slowenen diesen Namen nicht recht gelten lassen, wofür mir bei dem alten Stammbaum eine triftige Erklärung noch fehlt.

Im Altertum mag nach dem metallurgischen Gewerbe der Majorität des Volkes der Name Kelten auf das ganze Volk angewendet worden sein.

Vielhundertjährige Ersitzung allein kann die vielen windischen Benennungen auf Berg und Flur angewendet haben, weswegen man die Kelten für Slawen erklären muß.

Die modernen Historiker erzählen von der Einwanderung der Slawen im Oberlande nach dem Jahre 568 n. Chr. denen 860 die Bayern folgten.

Dreihunderterte genügen nicht, die entferntesten Almen mit Namen zu versehen, diese zweite Einwanderung kann nur die Benennungen der Urbewohner ergänzt haben. Dicht bei Seckau am sonnigen Hang ist Windischdorf, zwei Gehstunden davon ist Kraubat,¹ die Kroatenansiedlung im Kroatental. Geradeso wie Felicetti nachwies, den Kroatengau in Kärnten, die Umgegend St. Veits, dürften beide menschenleere Täler die Einwanderer vom 6. Jahrhundert aufgenommen haben, weil eben die besseren Lagen schon von den Winden in Besitz genommen waren.

¹ Kronec, die deutsche Besiedlung der Alpenländer in Kirchhoffs Forschungen 1889, III. Band S. 359 gibt auch noch einen Kroatengau in Böhmen und den Ortsnamen Chrowat am Müllstättersee an, die eine größere Kroatenvwanderung dartun. Ebenso die Kroaten um Odenburg, die meist Fuhrleute waren, dürften von diesem Völkerstrom stammen.

Windischdorf und Cravati bezeugen heute noch, daß zwei stammverwandte Völker nebeneinander wohnten, zwischen die sich in friedlicher Weise die Bayern in Greith, Marein und Hof einschachtelten, bis schließlich alle ineinander verschmolzen.

Um aber ganz sicher zu gehen, ob nicht doch germanische Kelten hier waren, untersuchte ich die Murbodenorte mit weg — Zeltweg, Silweg, Strettweg, Maßweg, erwartend, daß das „weg“ gleich sein könne dem schottisch-irischen wick, wie in Alnwick, Berwick, Limmerick. Doch vergebens. — Alle diese Murbodenorte, ebenso wie die Kärntner Pisweg, Kennweg ic. und Tamsweg im Lungau sind slawische Ortsnamen mit der Endung vice, wick, die durch Kanzleiorthographen vielfach verstümmelt endlich als = weg festgenagelt wurden.

Damit schwand die letzte Hoffnung, die Kelten als Germanen bestimmen zu können.

Nach den Bronzefunden zu schließen, führten von der Drau nach dem Murboden die Hauptströmungen:

1. Über St. Veit, Friesach, Neumarkt;
2. Wolfsberg, Obdach, Zeltweg;
3. von der Mur und Drau aus Wies, Hirschegg über den Salzriegel nach Zeltweg;
4. vermutlich am spätesten von Köflach über die Stubalm nach Zeltweg.

Die Talwege der Mur und Palten waren wieder durch Almwege quer verbunden.

Die Ureinwohner des eigentlichen Murbodens, die erst der Bronzezeit anzugehören scheinen, da man keine Zeugen der Steinzeit kennt, dürften am zweiten Weg ins Tal gekommen sein,¹ oder am dritten. Denn die Gegend von Wies, nach den Wallburgen und den reichen Grabfunden zu schließen, scheint eine Hauptstation der Kelten gewesen zu sein, nachdem sie Pannonien verlassen haben.²

Beide Wege führten zur Mur bei Zeltweg, wo die erfahrenen Goldwäscher am Zusammenflusse mit der Pölsen in den Ablagerungen sofort reichliche Goldanschwemmungen erwarten mußten.

Zeltvice — das Golddorf war die erste Ansiedlung der Prospektors. Die Richtigkeit dieser Annahme beweist der Kiedname Pinczka³ aus einer Urkunde 1465, von dem es mir leider nicht

¹ Eine Pfeilspitze der Wieserform stammt von der Ruine Eppenstein.

² Die alten Dynastien von Portia im Friaul führen seit langem ihren Stammbaum auf „Grafen von Siccambrica“ zurück, der Hauptstadt in Pannonien, der westwärts wandernden Völker, dem heutigen Ofen.

³ Dr. von Zahns Ortsnamenbuch der Steiermark. 1895.

gelang, die Lage zu eruieren. Junković übersetzt pina mit Erzschlammstätte und pinczka mit der „kleineren von zweien“, also direkte Bezeichnung einer Stelle der Goldwäscherei. Andererseits heißt im slowakischen pinczka das Geld. — Im Strettweggrube war auch gegossener primitiver Goldschmuck, so wäre man fast versucht anzunehmen, daß im nahen Zeltweg das gewaschene Gold gleich umgeschmolzen und vielleicht dort auch das keltische Geld, die Regenbogenschüsseln gegossen wurden, denn der Handel mit Goldstaub muß doch unbequem gewesen sein. Nach v. Zahn erscheint 1149 Celcuic, 1181 Celtwich, 1382 Celtwig, 1419 Zeltweg, das wirklich Zeltwiz geheißsen haben dürfte. Analog gab es in St. Stephan ob Leoben 1393 einen Zettweg = Zettwizgraben,¹ der wohl auch dem Goldwaschen seinen Namen verdanken dürfte.

Durch das Gold angelockt, mögen nachströmende Einwanderer das Zeltenheim im Flußwinkel weniger sicher gemacht haben, endlich das Bedürfnis nach einem guten Murübergang verursachte wohl die Gründung von Lind als befestigtem Brückenkopf der Fähre, beim günstigsten Landungsplatz der damaligen Mur.

Linta, lenta ist die deutsche Lände.

Wie kämen gerade dorthin Bronzefunde, wenn Lint nicht ein wichtiger Platz gewesen wäre, hätten die Bayern nicht eine der drei ältesten Kirchen dort gebaut. War im frühen Mittelalter eine Brücke ein ganz besonderes Ding, so war noch früher eine Fähre von nicht geringerer Bedeutung.

An Straßenknotenpunkten liegen die drei ältesten Kirchengründungen. Pöls = Poljce = kleine Ebene an der Salzstraße, Lint am Murübergang aller drei Wege vom Süden, Chobenz² vermutlich in später Zeit der Kreuzungspunkt des Talweges mit den Saumpfaden durch die Rachau³ nach Untersteier und über das Rannachthörl nach Mautern zum Salz und auch zum Eisen nach Vordernberg. Andererseits wurden die Kirchen immer zuerst auf alten Kultusstätten gegründet und diese fanden sich doch nur in wichtigeren Orten. Ein Blick gegen Süden von der dominierenden Kirche in Lint bezeugt, wie treffend die Prospektors ihre Ansiedlungsorte wählten, zum Unterschied von heutigen Villenerbauern. — Alle zustrahlenden Wege beherrscht das Auge, jede Pafshöhe signalisiert direkt den Feind. Nach jeder Richtung unbehindert und sollte doch noch ein naher Angriff erfolgen, so steht

¹ Joh. Schmut, St. Stephan.

² 890 Chumbenza, 1171 Chuombenz ist Hummice, Dorf am kuppelförmigen Tremmelberg „Hum“.

³ Heute noch besteht eine Überfuhr zwischen Margarethen und Chobenz.

drohend am anderen Murrufer der Brückenkopf Ton als starker Schutz vor der Fähr. ¹

Ich frug den langjährigen Herrn Pfarrer von Lint, P. Lorenz Novak, ob er nie gehört habe, daß man Reste von alten Überführungen oder Brücken gefunden habe. Er erwiderte sehr richtig, wenn je eine Brücke bestanden hätte, so wäre sie nie abgekommen, denn heute noch haben die Pfarrpfründe und das Dorf Lint viele Grundstücke jenseits der Mur, die einst beim hohen Rain bei Ton floß.

Ähnlich den Pettauer Studien Levec dürfte die Flureinteilung auch schon vor der Pfarrgründung 861 stattgefunden haben, einst begrenzte die Mur die Dorfschaft, heute durchschneidet sie diese.

Die Ruinen der großen Burg Ton werden zwar auf den Karten Thann genannt, aber der Volksmund spricht richtig Ton gedehnt. ² Von dessen hohen Rain fuhr man am besten über nach Linta, der „günstigsten Landungsstelle“, welche Route die Linder einschlagen würden, wenn sie von ihren „Überländgründen“ nicht über den vulgo Hansbauer und Möbersdorf die nächste Brücke in Zeltwice erreichen könnten. ³

In späteren Zeiten vermehrten sich die Wege nach Ton immer vorsorglich am Berghang geführt, bis die Römer mit dem fahrbaren Talweg über Lint den Hauptverkehr abgeleitet haben.

Die nachfolgenden Kolonisatoren besetzten mit Eppenstein den Hauptweg, mit Ton das Strahlenbündel dorthin, nach Lobming, zur Stubalm, nach Judenburg und wahrscheinlich sehr spät erst, mit Großlobming den anderen Aufstieg zur Stubalm.

Die Karte zeigt deutlich wie tief die Mur sich allmählich eingeschnitten hat, das Auge aber verfolgt in der Natur noch genauer die Oszillation des Flusses zwischen beiden hohen Ufern. Vor 1000 Jahren floß die Mur als Flurgrenze dicht bei Ton, nach abermals 1000 Jahren kann sie sich wieder zu Lint herübergeschwungen haben, wenn sie nicht durch Menschenhände gehindert wird. ⁴ Früher hatte die Mur die weniger kompakten Schotterlager rascher durchschnitten, so kann man annehmen, daß das Oszillieren rascher ging und ich möchte die Zeit der Gründung von Linta um zirka 1200 vor Christo ansetzen, damals war wieder die „beste Lände“ gegenüber der „tiefen Wasserstelle.“

¹ Die letzte Fähr im Murboden ist jene beim vulgo König nahe Lint, die den Personenverkehr mit Großlobming und der Stubalm vermittelt.

² Von tonje, tiefe Wasserstelle.

³ 1181 Medwedsdorf, Bärensdorf.

⁴ Alljährlich müssen Uferversicherungen den Pendelbestrebungen mit großen Kosten entgegenarbeiten.

Hochwässer ändern freilich oft rasch den Flußlauf, aber es scheint, daß die Mur mehr in die Tiefe grub, denn im ganzen Flußlauf hat sie zwischen Knittelfeld und Judenburg das größte Gefälle. ¹

Vielleicht eine besonders ungünstige Veränderung der Flußverhältnisse mag die Wege von Lint nach Silweg und nach Maßweg schwerer erreichbar gemacht haben, ich glaube aber eine andere Veranlassung war Ursache des Verfalles von Lint. Nach vielen Anzeichen halte ich die Gegend Leibnitz—Wies—Eibswald für ein besonders volkreiches Kolonisationszentrum einer späteren Einwanderung und deren weltersfahrne Prospektors dürften vom „Salzsteig“ aus ² einen viel direkteren Weg ausgeheckt haben, der sie über ruhiges Wasser rasch zur alten Salzstraße der Steinzeit führte, anstatt der Mur entlang oder mit dem Umweg über Sillweg dahin zu gelangen. Ein Blick auf die Reliefkarte im Joanneum läßt die alten Pfadfinder als Meister im Finden der direktesten Routen erscheinen.

Als die Fähr bei Lint nicht mehr konvenierte, suchten sie stromaufwärts die ruhigste Stelle der Mur, wo sie aus dem Gletscherwalle bricht, schlugen eine „neue Fähr“ = Junevor, rodeten das andere Ufer und gründeten Strkovice — Strettweg.

Analogien zufolge kommt die Endsilbe burg häufig aus vor, vor = Überfuhr. — Das heutige Judenburg hieß 1080 Judinburg, 1363 Judenwurck. Die alten Bauern sagten deutlich Junwurg, weshalb ich diese Deutung Zunkovic's für vollkommen richtig halte. Montana castra spricht selbst, Idunum kann eine Verstümmelung sein, aber niemals wird man im frühen Mittelalter einer Stadt von so großer Handelsbedeutung nach einer, wenn auch noch so reichen und maßgebenden Judenminorität, den Namen Judenburg gegeben haben, wo die Juden im ebenso wichtigen Friesach außer der Stadt in Judendorf wohnen mußten. Strekvice von strk, strekelj = Holzschlag, Baumstrunkgegend, 1149 Streucic, 1181 Stretveucich, 1207 Strechvitz, 1240 Stretwich wurde durch den Fund des Strettweger Opferwagens berühmt.

An der Nase des Falkenberges beherrscht es den Übergang über die Mur, signalisiert überall hin und verbindet die „neue Fähr“ mit dem Pölsbals gegen Kärnten und über den heutigen Weg „über die Dörfer genannt“ ³ mit der Salzstraße in Pöls. Die Zufahrtswege nach Ton wurden westlich verlängert „über die

¹ Dr. v. Böhm 4/100.

² 1555 m.

³ Waltersdorf.

Dörfer¹ und Mariabuch geführt, wodurch der rechtsseitige Brückenkopf an Wichtigkeit gewann. Die Römer legten den heutigen Talweg an, befestigten die *Montana castra* und damit hatte Judenburg, Strettweg überflügelt.

Der vielbesuchte Brückenkopfort mag den Anlaß gegeben haben, dort eine höhere Persönlichkeit einzusetzen, eine Gepflogenheit, die sich im frühen Mittelalter wiederholte, nachdem Ulrich von Lichtenstein mit einem edlen Strettweger turnierte.² Der Wohnort dieser Edlen dürfte das vulgo Reimargut sein, das dem heutigen Abgeordneten Bleifolm gehört. Wir haben keinen Beweis, daß dort auch eine Gußwerkstätte gewesen sei, aber es ist doch auffällig im Grabe am Wege zur Salzstraße nur ganz exquisite Bronzegegenstände zu finden, worauf ich bei den Opferwagen zurück-kommen muß.

Die nächste Ansiedlung mit Weg nach Strettweg scheint Sillweg gewesen zu sein. *Siljavica* = Schafweideplatz, wo die Straßen Strettweg und Lind-Sillweg und Salzstraße—Cobenz längs der Sonnseite sich trafen. Später mag die Veste Jbansdorf-Johnsdorf das Eibendorf, die Straßen beherrscht haben, welchen Talschlüssel das Erzbistum Salzburg gerne übernahm. Der vierte Ort mit Weg, war der Brückenkopf bei der Jngering für die Straße Sillweg—Sachendorf—Anhörn—Cobenz. 1295 Meßbich, 1327 Maßwich, 1386 Meswig, 1478 Maisweg, 1490 veste Meßweig an der Vndring. Ich war versucht Maßweg als Weg durch den Mais, d. i. Jungwald zu deuten, allein die Katasterkarte mit dem ungewöhnlichen Nieldnamen Prugangosti beweist den windischen Ursprung. Am Ostdorfeingange zwischen den zwei Brücken ist *pri gonjišcu* = am Viehtriebplatz, Tränkeplatz, geradesogut wie *pri gangošti*, wie eine Krainer Dame übersetzt „angetriebenes Land“. Beide Beschreibungen stimmen, geradeso wie man Meßweg deuten kann für Mezevice von Mezelje Prügelholz (am angetriebenen Land von Erlen) wie *pri mežvich*; *meža* Grenzstein, Grenze, vielleicht schon gegen die Kroaten, sicher aber gegen die bayerischen Gemeinden Knittelfeld, Sachendorf, Jngering, die eingeschoben sind zwischen den slawischen Fluren Maaßweg und Anhörn = *na gore* = am Abhang. Die Jngering hat bei den Bayern eine große Rolle gespielt, sonst wäre der Gau nicht Jngeringgau genannt worden. Ob Jngering = *Undrima* von *jedrina* der raschfließenden oder von *dm* Wiefengrund, oder *on drevno*, aus dem Holze kommend, stammt,³ wage ich nicht zu entscheiden, sie wird

¹ Baierdorf.

² Ruonrad 1240.

³ *drijeti*, reißen — ist nicht das wahrscheinlichste, sondern *jedrina*, später Vndring, Jnbering, Jngering lautend.

bei der bayrischen Kolonisation näher untersucht werden. Nach Festsetzung der *celtae*, haben sie sicher die Gegend eingehend auf Metalle untersucht und anscheinend auch abgebaut.¹ Zuerst vom Salzstiegel absteigend fanden sie im Rotgraben Kupfer beim vulgo Samer (Säumer!), das sie beim vulgo Schellhammer verhüttet haben dürften, denn *Zila* bedeutet Erzgang.

Deutsche Bergknappen förderten am eifrigsten im 16. Jahrhundert. — Ein Historiker hat den gemeinen bajwarischen Roth für das germanisch-keltische *coet* = Wald gedeutet, aber ein Blick bei Regenwetter hätte diese Theorie bald „verschwenmt“. Er hätte wirklich viel Rot gesehen, aber keinen Bergbetrieb mehr.

Ein anderer hat im Murboden die bessischen Katten gesucht, daher stamme Kattigar, die Heimat der Mayr von Melnhof, die analog Rothigenaich hieß. Der Kupferbau in Flatschach, in größter Blüte im 18. Jahrhundert, nahe dem Blato = Sumpfwald, Blatoschachen neben Kattigar auf der Ploča = flache Kuppe, ruht seit kurzem. Der große Holzverbrauch in der nächsten Umgebung der Bergbaue durch das „feuersetzen“, hat die alten Winden wohl auch veranlaßt, stets nach neuen Kupfervorkommen zu suchen und nur die erzeichlichsten auszubeuten, denn nur hiedurch erklären sich die vielen Kupferanbrüche im Oberland, wo man heute längst nicht mehr an deren gewinnbringende Ausbeute denken könnte. Depotsfunde erwiesen, daß die Gießler Kupferkuchen von den Bergbauern zur Weiterverarbeitung bezogen, geradeso wie später die Stahlgewerke das Roheisen von Vordernberg oder Hüttenberg. Die Analyse der Funde gibt Winke, woher das Kupfer stammte.

Im Museum zu Mainz verglich ich zwei mangelhafte Kopien des Opferwagens von Strettweg und jenes aus Peccatel in Mecklenburg.² Die Tatsache, daß gleiche Kultusgegenstände im Lande der Winden und der Wenden ausgegraben wurden, legte nahe, daß beide Völker enge verwandt sein müssen, trotzdem das heutige Wendisch mehr dem Slowatischen ähnelt. Die castellieri Wallburgen in Istrien, um Eibiswald-Wies, bei Paternion in Kärnten, in Niederösterreich, in der sächsischen Lausitz, in Hessen, gehören einem Volke an, das seinen Toten den damals kostbarsten Bernstein schmuck mit ins Grab gab. Dem Vergleiche ging ich nach und erwartete im Norden die kostbare Taufschware für den Bernstein im Süden zu finden.

¹ Die Riesbergbaue bei Flatschach und Feistritzgraben. Dr. Karl Redlich. Leoben. 1902.

² Die jedenfalls einem anderen nachgebildet wurde, nachdem das Bild vollkommen verschieden ist. Siehe Jahrbücher des Vereines für mecklenburgische Geschichte und Altertümer, Schwerin, Hefte 15, 16, 25, 26 der Jahre 1867, 1868, 1876, 1877.

Das sind unsere Bronzen, von denen manche Analysen existieren. Der Nickelgehalt beweist ebenso bestimmt den Salzburg-obersteirischen Ursprung des Kupfers, wie die Gleichheit der Formen, daß die Gefäße u. von einer alpinen Werkstätte aus in Handel gebracht wurden.

Andererseits beweisen die ganz gleichen, tadellosen Bronzeschwerter im Joanneum, daß um Judenburg — das Schwert stammt vermutlich von Strettweg¹ — und in Alt-Musse, relativ nahe gelegenen Orten, die Kelten-Metallurgen und die Hallaunen Salzfieder eines Stammes waren. Es wäre für Fachgelehrte interessant, die Sitten und Gebräuche der Nachkommen der Hallaunen mit denen der Hallaren in Deutschland zu vergleichen, die ja auch slawische Familien sind.

Um Daten über das Kupfer zu erhalten, wendete ich mich an die Mitterberger Kupfergewerkschaft bei Bischofshofen, von der ich wußte, daß sie Nickelvitriol erzeugte und prähistorische Bauten besitzt. Dank dem lebenswürdigen Herrn Verwalter Pirchl wurde ich auch auf eine Abhandlung aufmerksam gemacht, die meine Vermutungen voll bestätigte.² Dr. M. Much weist darin nach, daß die alten Baue länger als der dreifache große Semmeringtunnel sind, man kann sich da ein Bild machen, wie intensiv und wie lange dieser Bergbau mittelst „Feuersehens“³ betrieben worden sein muß und welche große Erzmengen von dort in die Welt geschickt wurden. Ähnliche, aber kleinere Kupferbauten jener ferneren Zeit finden sich noch nahe Ritzbüchel, Radstadt und besonders nickelreich bei Schladming.

Von allen Bronzen sind die Opferwagen am merkwürdigsten, ihre Fundorte sind nicht weniger interessant. Mir sind 19 Wagen bekannt, ganz oder teilweise erhalten oder im gleichzeitigen Bilde überliefert, wovon 2 in Siebenbürgen, 1 in Bosnien, 1 in Westungarn, 2 in Krain, 2 in Steiermark, 1 in Oberschlesien, 2 in Preußen, 5 in Mecklenburg, 2 in Dänemark und schließlich ganz ferne abgelegen ein einziger Wagen in Süditalien.

Die Fundorte weisen auf den Zug von der unteren Donau stromaufwärts nach Steiermark zu den Winden und nordwestlich zu den Wenden bis Jütland.

¹ Ein anderes aus Scheiben, Murübergang zum Pölsbals — vollkommen gleich den Hallstätter Funden.

² Das vorgeschichtliche Kupferbergwerk auf dem Mitterberg. 1879, Gerold, Wien.

³ Also ohne Sprengmittel wie Pulver und Dynamit und ohne Wasserhaltungsmaschinen, die eine eimerreiche lange Menschenkette im Kienholzlichte erfassen mußte.

Die besonders auffällende Menge im Norden deute ich auf den Tauschverkehr mit Bernstein.

Die Winden sind ja von den Alpen nach Italien hinabgestiegen, es mochte also der einzige Wagen im Handel nach Süditalien gelangt sein, oder von Noreja als Beutestück eines Legionärs.¹ Ein eventueller Gräbersfund würde besagen, man habe einem Legionär aus vornehmen windischen Hause seine Kultusgegenstände mit ins Grab gegeben.

Von allen Wagen ist der Strettweger der schönste, vermutlich auch der jüngste, ihn aber den Etruskern etwa zuzuschreiben, ist kein Grund vorhanden.

Auf der Suche nach dem verschwundenen Freudenauer Wagen² wandte ich mich an Herrn Prof. Dr. Hoernes in Wien. Bezüglich des Strettweger Wagens hatte er die Güte, zu bemerken, er gilt heute als importiertes unteritalienisches Werk und ist sicher nicht in Steiermark gemacht worden. Aus dem folgenden glaube ich doch, diese durch nichts bewiesene Meinung richtigstellen zu können und den Künstler mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit als Obersteirer zu reklamieren.

Für Fachgelehrte wäre das Spezialstudium der Opferwagen ein dankbares Feld. Deren häufiger Tiereschmuck wartet noch der Aufklärung.

Von den mir bis jetzt bekanntgewordenen Wagen zeigen Vögel als Schmuck der besonders reiche aus Gläsenac in Bosnien³ und die meisten nordischen, ebenso eine Fibel im Laibacher Museum, Fundort Magdalenenberg, die einen Opferwagen im kleinen darstellt.

Wie bei allen Gräbern mit Opferwagen war auch jener mit der Fibel besonders reich an hervorragenden Beigaben. In dem Falle war das Skelett nicht nur mit Blattgold bedeckt, sondern auch tausende großer und schönsterhaltener Bernsteinperlen beigegeben, die selbst heute noch recht teuer bezahlt werden müßten. Ein Beweis, daß die Opferwagen als Beigaben auf Stammeshäupter- und Priester-Grabstätten schließen lassen, denn sie hatten außer ihren Attributen auch Reichtum beigegeben. Die vollkommen gleichen Räder mit der charakteristischen Nabe hat der Strettweger

¹ Außer unzähligen Beweisen sprechen heute noch die Veneter Dogenfamilien Gradenigo und Mocenigo durch ihre Namen aus der windischen Zeit zu uns, sie stammen von den Gradnik und Močnik, den Burgern und Moosachern am Alpenrand von Grad und Mošenice = Moosach = Moggio.

² Domherr Dr. Robitsch beschrieb ihn noch 1852. 5. Heft d. histor. Vereines, S. 77.

³ Radimsky, Prähistorische Fundstätten, Sarajewo 1891.

Wagen gemein mit dem aus Peccatel in Mecklenburg,¹ während dieser die Räuchervase besitzt, fehlt sie bei jenem seit dem Funde. Eine auffallende Wagendeichselform zeigt der Wagen von Wismar, Gravierung auf einem Hifthorn, ferner des Kwikmonuments in Schonen, Dänemark,² gerade so wie die Gravierung auf der berühmten Situla von Watsch im Laibacher Museum.

Der Schmuck mit menschlichen Figuren, Reitern, Hirschen, findet sich allein am (mir unbekanntem) Wagen von Quaglio in der Basilicata³ und unserem viel zu wenig honoriertem Strettweger Kleinod.

Vom süditalienischen Funde habe ich nicht einmal ein Bild gesehen, weiß auch gar nicht, ob und wo er verwahrt wird, kann daher keinerlei Vergleich anstellen.

Der Strettweger Wagen ist von Dr. Robitsch ausführlich 1852 beschrieben⁴ worden, aber bei genauerer Betrachtung findet man doch recht interessante Details, die bis nun nicht beachtet wurden.

Die strahlenförmig durchbrochene Bodenplatte als Hinweis auf den Sonnendienst anzunehmen, ist weniger wahrscheinlich als das Bestreben des Künstlers, das kostbare Material in geschmackvoller Form zu sparen und dabei eine hübsche Anordnung für seine Figuren zu gewinnen.

Mögen Berufene erklären, warum eine „hervorragende“, als groß angedeutete Frau die Opferschale trägt, ein Mann mit dem Opferbeile hinter dem Opfertiere steht und dieses von unschuldigen Kindern geführt wird. Alle Naturvölker legten bei ihren plastischen Darstellungen stets besonderen Wert auf Darstellung der Geschlechtsattribute, von den Maoris auf Neuseeland bis zu den römisch-katholischen Obersteirern, die noch vor 50 Jahren bei den festlichen Almadrieben wunderliche Plastiken, in Butter ausgeführt, ihren Dienstgebern darboten. Dem Künstler fehlte die Fähigkeit, Kinderfiguren zu modellieren, sie als klein darzustellen, weswegen er das heranwachsende Mädchen durch Brustringe andeutete, den Knaben als noch geschlechtslos und beide als klein neben ein großes Hirschgeweih postierte. Sollten die etwa die Vorgänger der Engel personifizieren, „Geister, die keine Leiber haben“? Das mögen die Erklärer der Opferwagen klarstellen.

Dies, ferner Darstellung der Ohringe und anderer Kleinigkeiten zeugen von großer Naturbeobachtung, ohne sie vollkommen

¹ Auch ferner von Frisack

² Jahrbücher, Schwerin.

³ Saken 1868, Grabfelder Hallstadt.

⁴ Man vergleiche die Abbildungen des 3. historischen Vereinsheftes.

zum Ausdruck bringen zu können.¹ Würde der Künstler einen ungarischen Hirsch dargestellt haben, hätte er gewiß das forbartige Geweih kopiert, so aber hatte er den Murbodener Typus vor Augen, den heute noch die Hirsche tragen, die in immer mehr schwindender Zahl um Strettweg erlegt werden. Der spezielle Geweihetypus veranlaßt mich, die Gußstätte des Opferwagens in Strettweg selbst zu suchen und den Begrabenen quasi für den ersten „Murbodener Gewerken“ zu halten, dem man seine Meisterstücke mit ins Grab gab. Schon vor 1851 wurde das Grab seines Goldes beraubt, denn was man später fand, schien von den Schatzgräbern nur verstreut worden zu sein.

Das geschmolzene Gold dürfte vom Waschgolde der Umgebung stammen, von vergoldeten Helmresten, die Dr. Robitsch beschreibt, konnte ich aber nichts finden.

Die meisten nordischen Opferwagen zieren Vögel, hier wird der bodenständige Hirsch als Opfertier dargestellt, ein Hinweis, daß der Erzeuger in einer Hirschengegend zu suchen ist. Der Mann schwingt einen Streithammer, von den früheren Forschern Celt oder Palstab genannt, der den Steinhammer ersetzte, aber die Befestigungsart blieb sich ziemlich gleich. In Hallstadt gefundene Rotbuchentiele zeigen dieselbe.² Ich besitze einen besonders schönen Lappencelt, den einst ein Knecht aus Strettweg mir brachte, der wie anderes beim Gräberfund verschleppt wurde. Er hat die seltene Länge von 21 cm bei 6 cm breiter Schnittfläche, gleicht dem am Opferwagen in der Form, ebenso dem etwas kleineren aus Wörschach im Joanneum und ebenso dem eisernen, fig. 91 aus Radinsky, Fundort Purgstall bei Wies. Ganz gleich ist der Hallstädter Celt Nr. 11.³ Der eiserne Nr. 9 im Museum in Cilli und die bronzenen 3351 und 3352 in Laibach. Ebendort mit Ohr Nr. 7 aus St. Margareten, die alle von derselben Stätte in Handel kamen. Die Form ist so praktisch, daß sie heute noch (Andrämarkt 1905) in Cilli als Bandhaxe mit einem Gehäuse für den Stiel (aus Neunkirchen) verkauft wird. Ebenso ist der edle Hülfencelt aus Strettweg im Joanneum ganz gleich dem eisernen Nr. 90 aus Purgstall.

Die Strettweger Reiter tragen die spitzen Helme wie sie Laibach aus Gorlnje selo in Unterkrain, nahe St. Bartlmä, aus-

¹ Der Künstler wußte ganz genau, daß die Eisprosse am Hirschgeweih kleiner ist, als die Augenprosse. Letztere fehlt, somit hat er ein Modell vor sich gehabt, bei dem beide Augenprossen abgebrochen oder abgekämpft waren.

² Siehe Radinsky, Prähistorische Fundstätten.

³ Saken, Tafel VII und Nr. 16 Tafel XXVI.

stellt, die wieder jenen aus den „Pizzughi“ bei Pirano gleichen.¹ Ähnlich kann man jedes Bronzeerzeugnis der Hallstädter Periode stets in mehrfachen Exemplaren in ganz Europa nachweisen. Die Kürze der Zeit verhinderte vergleichende Bilder vorzulegen, die deutlicher für die Höhe von Kultur und Handel sprächen als langweilige Aufzählungen völlig gleicher Objekte in den verschiedensten Orten. Die Helme und Harnische aus Mecklenburg, Südungarn, Kleinglein bei Leibnitz, Grenoble, Fiesole, Thun, Zürich, Wodendorf in Oberfranken, Negaun, Walsch. Die gleiche Bestattungsart in Hallstadt, Mähren, Rheinheffen, Thüringen bis Meß und Lugenburg² sprechen für ein Volk, das auf keiner geringen Kulturstufe stand und nur nach den Wohnorten von den alten Schriftstellern verschieden benannt wurde.

Etwas charakteristisches hat aber doch Strettweg in den gedrehten Tragstäben, die die Opfervasen stützten, die sich am Freudenauer Wagen, in Hallstadt³ und anderen Orten wiederfinden. Die gepunzten Ornamente auf den Helmen sind überall wiederkehrend.

Die Handelsverbindung mit den Wenden zeigt am schönsten ein bombirtes Kupfergefäß mit gedrehten Tragstangen und besonderem Anschläge, wie sie heute noch genau so in Venetien gebraucht werden,⁴ welchen Typus der Fund aus Videm im Joanneum edel repräsentiert und in Hallstadt, St. Margarethen, Krain, völlig gleich den Holsteiner Funden ist.

Der Künstler des Strettweger Wagens hat aber die Metalllegierungen genau dem Zwecke entsprechend zusammengesetzt. Die tragenden gedrehten Stäbe bestehen aus 91·05% Kupfer, 8·27% Zinn, 0·61% Blei, 0·07% Eisen,⁵ wo das Blei eine Verunreinigung des Zinnes oder mangelnde Sorgfalt beim Guß verrät. Der Hirsch besteht aber aus 87·34% Kupfer, 8·19% Zinn, 4·47% Blei. Der große Bleizusatz ist also künstlich, um leichter Figuren zu formen und deutet auf spätere Zeiten, in denen die Kärntner Bleiwerke ausgebeutet wurden. Erst baute man auf Gold, Kupfer, Blei, zuletzt auf Eisen.

¹ Siehe Radinsky. Die zerdrückten Helmreste Strettwegs können nicht sicher verglichen werden.

² Sacken, Hallstadt. Seite 17. — Sitte, den Kopf allein nicht zu verbrennen.

³ Sacken, Tafel XXII, Gefäß 3 und Peccatel in Mecklenburg

⁴ Im Dialekte Voticella genannt. In Obersteier manchmal noch als gotische Weihbrunnentessel zu finden.

⁵ Ferd. Kraus, Eberne Mark.

Je nach den Erzen und dem Gange des Schmelzprozesses gelangen die Kupferkuchen auch verschieden rein, weswegen die Analysen sehr variieren.

Eine Hallstädter Nadel zeigt 87·97% Kupfer, 9·56% Zinn, 1·66% Blei, 0·13% Eisen, 0·46% Nickel, 0·22% Silber; ein Blech 91·52% Kupfer, 6·18% Zinn, 0·66% Nickel; ein Ring 90·82% Kupfer, 0·71% Zinn, 8·47% Nickel; getriebene Bleche bis 8·47% Nickel.¹

Der Wagen aus Vstad in Schonen, Dänemark, 92·49% Kupfer, 6·54% Zinn, 0·65% Eisen, 0·54% Nickel; jener aus Peccatel, Mecklenburg, 84·20% Kupfer, 12·75% Zinn, 0·05% Eisen.²

Ganz genauen Nachweis erbrachte eine spezielle Nachsuche nach Nickel von einem Chemiker, in Bronzen weit auseinanderliegender Fundorte, die sicher den nordischen noch fehlt. Zweifellos stammt alles Kupfer aus Mitterberg, Radstadt, Schladming, Ritzbühel. Die stets wiederkehrenden Formen aus verschiedenen alpinen Gußstätten,³ die durch Tauschhandel in Europa vertrieben wurden. Bernstein aus dem Norden findet sich überall, Muscheln aus der Adria in Hallstadt. Vielleicht könnte eine Schriftenvergleiche mit der altslawischen an den Negauner Helmen, den Bergwänden bei Patenion in Kärnten und auf der „Keilseite“ in Mitterberg Licht in die Schriftzeichen bringen, die erzählen, wer der alpine Verfertiger der formschönen, getriebenen Bronzen ist, die den Stolz der Museen bilden.

Die angegebenen Daten beweisen die große Ausbreitung der Slawen in der Zeit der Höchstblüte der Hallstädter Kultur und hiernach kann man die Meinung Junkovics nicht mehr ungläubig belächeln. Die Frage nach dem Ortsnamen⁴ fentsch bei Knittelfeld 1171 Venz, 1288 Vencz — Venča (voda) Heilwasser, wies mich nach Lothringen, wo nahe Dietenhofen das Städtchen fentsch von der Eisenbahn berührt wird. Dasselbe hieß lateinisch fontes, französisch fontoy, im Dialekt fonten, und deutet auch auf eine Quelle, die tatsächlich dort so mächtig auftritt, daß sie sofort Mühlen treibt und dann in die Mosel fließt. Ob sie auch eine Heilquelle ist oder war, wie die steirische, ist mir unbekannt.

¹ Das heutige Mitterberger Raffinadekupfer nach dem besten Schmelzverfahren zeigt noch 0·47% Nickel und Kobalt, das nicht wegzubringen ist.

² Mecklenburger Zeitschrift.

³ Das Mecklenburger Schwert ist ganz dasselbe wie das alpine. Das Spiralornament findet man überall mit derselben Punze.

⁴ Zahn, Ortsnamenbuch.

Ebenso wies Janković die slawischen Urnamen nach für Metz, von Meza die Grenze, Medio matricensis civitas von Motrica, Beobachtungsposten.

Von Straßburg für Straza, die Wacht, was in beiden Fällen stimmt. Bei Straßburg ist wohl der nahe Odilienberg gemeint, von dessen cyclopischer „Heidenmauer“ in gigantischen Dimensionen, von der aus die Rheinbrückenköpfe gewarnt wurden, man heute noch nicht die Erbauer kennt.

Welche Stürme die Slawen dezimierten, ist unbekannt, In den Alpen scheint der Ansturm der durch Eisen, Blei, Gold und Kupfer und Salz angelockten Römer das Ende hervorgerufen zu haben. Die Mitterbergergruben zeigten, daß die Winden den Grubeneingang von außen unkenntlich verschlossen, um sie den Feinden zu verbergen. Diese Absicht schien nicht lange erfüllt geblieben zu sein, denn eine Münze von 193 n. Christo Kaiser Julianus beweist den Betrieb der Gruben unter römischer Herrschaft.¹

Unter den zahlreichen Beweisen der Unterjochung und Dienstbarmachung der Winden ist der Römerstein an der Maximilianskirche in Cilli der aktuellste, denn der im II. Jahrh. nach Christo Beehrte, Cup. Cupititanus ist doch ein Stammesbruder der heute noch um Pötschach häufigen Kopic.

Die Eisenbeigaben in Strettweg weisen auf den Ausgang der Bronzezeit. Keinerlei Münzen geben Anhaltspunkte zur Zeitbestimmung, wohl aber die Reste eines eisernen Faltstuhles mit Bronzeverzierungen besagen, daß das Grab aus einer Zeit stammt, in der die Römer schon in der Gegend waren, denn der Feldstuhl war ein römischer Gebrauchsgegenstand² und sicher nur von Vornehmen benützt.

Es wird nicht viel geirrt sein, wenn man die Bestattung des Großen von Strettweg nicht sehr lange, etwa längstens 100 vor Christo ansetzt, wahrscheinlicher Weise aber 200—300 Jahre später. Einmal überzeugt davon, daß die metallersfahrenen Ureinwohner Winden waren, schrieb ich auch die Kunst, das „Eisen zu reden“ ihnen zu, da mußten die technischen Ausdrücke von ihnen stammen und ging diesen auf die Spur. Von Osten kam alle Kultur, so war auch anzunehmen, daß von dieser Seite die Nutzbarmachung des Eisens bekannt wurde.

Bei den Schürfungen nach Eisen fiel den Prospektors zuerst

¹ Allerdings sind die Gruben später verlassen und unabsichtlich erfährt worden, aber es ist doch nicht anzunehmen, daß sich nur ein römischer Tourist auf jene abgeschiedene Hochalm zwecklos begeben habe.

² Dr. Robitsch, Tafel I, 4 Stücke fig. 5 im 3. Heft des hist. Vereines.

der Hüttenberger Erzberg bei Noreja ins Auge und sicher weiterforschend, erst später der Vorderberger Erzberg und die anderen kleinen Vorkommen.

Professor Alfons Müllner hielt am 9. November 1905 einen Vortrag bei den Berg- und Hüttenmännern des österreichischen Architektenvereines in Wien, in dem er 1600 vor Christo mit der Vertreibung der Hyksos aus Ägypten die Weiterverbreitung der Schmiedekunst motiviert.

Dieselben seien als Pelasger auch nach Italien gekommen, hätten in Oberitalien Kanäle angelegt und hätten zirka 1300 vor Christo von Volo in Thessalien aus den Kolonistenzug der Argonautenfahrt unternommen.

Möglich, daß diese Ansicht richtig ist, jedenfalls aber gelangte die Kenntnis des Eisens auf den alten Handelswegen von Siebenbürgen aus, oder von Italien zuerst nach Krain und Kärnten.

Norejas Hochöfen, richtiger damals Stücköfen freierten die Eisen- und Stahlhämmer an vielen Flußläufen gegen den Süden, dort muß die Wiege der Schmiedekunst gewesen sein, denn die Qualitätsarbeiter holte man sich immer von Kärnten und Krain.¹ An die Jugenderinnerungen im Hammerbetriebe anknüpfend, begann ich die Benennungen für die einzelnen Stadien auf ihren slawischen Ursprung zu prüfen, aber gleich die erste Frage beantwortete Janković mit nescio.

Das erste Eisenpaket im Feuer hieß der Dachel. Das scheint aber deutschen Ursprunges zu sein, von Teig im Kärntner Dialekte Tag, Tagel ausgesprochen. Argwöhnisch geworden, Gewährsmänner gibt es nicht mehr, die man noch befragen könnte, wie man einst noch vor 30 Jahren „Stachel“ paketierte, suchte ich nach technischen Ausdrücken im alten Peter Tunner „Der Hammermeister“.² Dieser sagt ausdrücklich, die Kärntner Arbeit sei vollkommen gleich jener nahe Brescia ausgeübten, eine natürliche Folge der Besiedlung der Schmiede gleicher Schule.

Tunner führt eine Anzahl sonderbarer Worte an, die nun ganz vergessen sind, da ja auch die sie bezeichnenden Stadien der Fabrikation längst nicht mehr gebraucht werden.

Von den heute noch selbst am Rhein³ gebräuchlichen, führe ich an: Deul, dule, röhrenförmiges Gebilde.

¹ Nach Hrn. Hörhager, fürstl. Schwarzenberg'scher Verweser in Turrach, kamen dorthin die ersten Arbeiter aus Krain, ebenso wie zur Paaler Fischerei stets Slaven berufen wurden, das konnten nur die Schmiede an der Save, in Aßling und Jauerburg u. sein, wo auch Roheisen erzeugt wurde.

² Freiberg i. S. 1858.

³ Wo die Tradition besagt, die Schmiedekunst sei aus Steiermark hineingekommen, von wo noch vor zwanzig Jahren viele Eisenarbeiter bezogen wurden.

Lupe, ein Stück, welches sich schält (unterm Hammer).

Zain, Stabeisen von cajnati Stabeisen machen, Saggl von cakljati „batzig“ sein.

Von den berühmten Stahlorten, die wegen des Transportes auf Saumtieren stets in sogenannten „Lageln“ verpackt waren, und zwar bis ans Ende der alten Hammerzeit, war ein berühmter der Scharfach, v žariza — in Rotglühhitze — also weicher Stahl.

Die Schmiedekunst in Krain zeigt auch im Laibacher Museum die Urform des Handjars, die in der ersten Eisenzeit nach indischen Vorbildern variiert wurde. In späteren Zeiten mögen sich dann ans zweite steirische Noreja die Raffinierstätten angegliedert haben, das Murtal an Vordernberg, das Ennstal an Eisenerz, die wieder ihre Verlagsstätten in Leoben und Stadt Steyr, wie einst das erste Noreja St. Veit bereicherten.

In dieser späteren Eisenzeit dürfte der sonnseitige Talweg stromab von Silweg über Cobenz erst ein Bedürfnis geworden sein, um das Vordernbergereisen zu holen. Vorher drängte der Verkehr nur zum Salz und zum Kupfer. Hiernach scheint die Kroateneinwanderung erfolgt zu sein. Dies zahlreiche, aber gewiß sehr primitive Hirtenvolk bevölkerte das Tal Crouti und nahm Besitz von den noch nicht okkupierten günstigen Ansiedlungsplätzen.

Naturgemäß wählte der erste Ansiedler die besten sonnseitigen Höhenlagen von Überschwemmungen gesichert, denn der Murboden dürfte den schotterreichen venezianischen Flußbetten mit Auwald geglichen haben, bis sich das Tal allmählich ausfüllte. Die Saumpfade wurden rasch schneefrei und trocken, war das Klima auch ein viel wärmeres, so waren die Hindernisse des Gebirgswinters zu paralysieren. Die alten Saumwege wurden noch bis ins XIX. Jahrhundert benützt; ein Freskobilde beim Kropfmar in Ratsch veranschaulicht die Säumerei anno 1747.

Die nachströmenden Kroaten des VI. Jahrhunderts dürften sich mit den ansässigen Winden verschmolzen haben, um im Oberlande von den höher kultivierten Bayern allmählig germanisiert zu werden.

Im Unterlande dürften die heutigen Slovenen aus der Vermischung der verwandten Slawenstämme hervorgegangen sein, die sich sprachlich vollkommen verstanden, die „redenden“ von „slovo“ das Wort, sich Slowenen nannten, zum Unterschied von den „tujci nemci“ den „fremden Stummen“ von tujec fremd, nemeč stumm — den dutschen — den Deutschen.

Die auffällig vielen Kirchengründungen im Kraubattal neben der uralten Hauptkirche St. Michael (861) wie Walpern, St. Stefan, Lobming, Kraubath, auf der verhältnismäßig kleinen Fläche, lassen

auf viele Bewohner schließen. Die Kroaten kommen noch ziemlich spät in Urkunden vor, so 1159 ein slawischer Edler Predislav in St. Walpern und slawische Zeugen um Seccau noch im 14. Jahrhundert.¹ Es ist anzunehmen, daß diese Slawen Kroaten waren, denn zur windischen Zeit muß das Tal ja unbewohnt gewesen sein, sonst wäre kein Ansiedlungsplatz für die Nachkommenden übrig geblieben. Die Bayern trafen bei der Gulsen noch die nahe Kieneinöde menschenleer.

Im eigentlichen Murboden, der Ebene, ist kein einziger slawischer Ortsname als Lint und Seltweg, deren Gründung erklärt wurde und Gubernitz — Javor, Ahorn, am Fuße des heutigen sichtenbewachsenen Eichberges der Bayern, der Brückenkopf des Murüberganges von Knittelfeld, der der spätesten Slawenzeit seine Gründung verdankt, wo erst das Bedürfnis entstand, eine Zufuhr zu den Almwegen über die Rachau und Gleinalm zu schaffen, die die Römer viel benützten. Wahrscheinlicher ist aber die Deutung Junkovic von Kovreje — Vinsengegend, die im wärmeren Klima an der Mündung des Mitterbaches durch Haselstauden nun verdrängt sind. Fast alle sonnseitigen Lagen haben nur slawische Namen, sehr wenige der Schattenseite, wie das strategisch wichtige Großlobming und die Umgebung Tons. Im VIII. Jahrhundert folgten die Bajuwaren mehr dem Talweg der Römer und nahmen, was übrig blieb, ohne ihre Vorgänger zu verdrängen.

Die Römer kamen über Noreja, dem Neumarktersattel, gegen Judenburg, ihren späteren Stützpunkt, gründeten die heutige Reichsstraße und erbauten im Pfarrturme von St. Margarethen den östlichen Talschlüssel, mit dem sie über das ganze Murtal hinweg signalisieren konnten. Die zahlreichen Römersteine bekunden ihre kulturspendende Tätigkeit.

Die Bayern haben ihrer Gepflogenheit gemäß die Ortsbenennungen viel weniger beschreibend gewählt, als die Slawen, und doch ist es mir bis jetzt nicht gelungen, auch nur einen slawischen Vulgarnamen aufzutreiben. Ein einziger verdächtiger ist der vulgo Paitenigl auf der Landschwaberschwattseite bei Knittelfeld, der auch von Paint Ignaz, der Ignaz bei der Rodung oder auch von einem mittelalterlichen Kärntner Poitenigg stammen kann, oder nahe vom slawischen Lobming von hojtina — Schaffstall im Gebirge, boitenik wäre Weideplatz mit Stall im Gebirge, was stimmt und sehr wahrscheinlich ist.

Ohne genaue Erkundung, im rascheren Gang der Zeiten ist aber auf Vulgarnamen gar nichts mehr zu geben, ein bestimmter

¹ Kronek, Verwaltung, S. 29, slawische Edle um St. Michael nach 1188?

fall beweist, daß der Hausname sehr bald radikal umgeändert werden kann. Ein jetzt wohlsituiert Holzhändler kam vor zwanzig Jahren als Holzknecht aus Kärnten in eine Gegend, bekannt unter dem Namen „da Karner Hans.“ Als er den Holzhandel begann, wurde er der Mair Hans genannt, als solcher kaufte er den vulgo Lackwirt; mit dem Kauf avancierte er zum Herrn Mair, und heute ist der alte Name Lackwirt total vergessen, man kennt das Wirtshaus nur mehr unter dem Namen „ban Mair“.

Die nachwandernden Kroaten dürften auch die Seitentäler teilweise besiedelt haben, ihnen schreibe ich die Besiedlung der Gaal zu,¹ denn die Burg Grad in der Graden behütete die sehr spät angelegten Wege von Sefkau und Maßweg zu den Almwegen nach Kalwang und Trieben — dem Kupfer und Salz zu. Urkundlich 1142 wurde die Klostergründung von Feistritz nach Sefkau verlegt, weil der Lärm der nahen Eisenhämmer (in Wasserleit) und der Landstraße die Beschaulichkeit störten.

Von Cobenz gabelten die Wege nach Sefkau und nach Feistritz und von dort übers Kannathörl (Ravno, die Ebene auf der Alm) zum Eisen nach Mautern—Vorderberg. Die Bayern hatten vorwiegend Auwälder zu roden, die Winden und Kroaten waldige Berglehnen. Zur Weidegewinnung wurde gebrandet — wie dies heute noch von konservativen Bauern geschieht. Die Bodenmüdigkeit zu bekämpfen, wird das Holz abgestockt, die Strünke angezündet und auf den gewonnenen Flächen der „Brandhafer“ oder Korn gesät und nach der Ernte wieder vergrasen gelassen.

Dem Hirten folgte der sesshafte Ackerbauer, während der Hirte weiter „brandend“ an anderen Stellen Weiden schuf. Das Wuchersystem, von armen Leuten „Kühe auf die Fuhr“ zu nehmen, alle Nutzung gehört dem Ausfütternden, das Kalb aber dem Viehbesitzer, dürfte noch ein Überbleibsel sein von den Urzeiten, wo der Ackerbauer noch dem Heerdenbesitzer dienstbar war. Vielsache Rodungen in gleichmäßigen Figuren, mitten in altem Hochwald erklären die noch sehr rezente Anwendung der primitivsten Landwirtschaft. Durch Dr. Kapper auf die trefflichen Pettauer Studien Dr. Levec-Luschin aufmerksam gemacht, fand ich dort die ganz gleiche Erklärung, die windisch-kroatischen Kolonisten haben eben ihre Sitten und Gebräuche überallhin mitgenommen. Viele Urkunden erwähnen ja des slawischen Rechtes und slawischer Hufenmaße, die Überlieferung bewahrt namentlich die Almwirtschaft mit ihren

¹ Ob von gola kahl kommend, ist zweifelhaft, das a wird zu deutlich betont, was die Alten auch durch die Schreibart gail ausdrückten.

slawischen Bezeichnungen,¹ deren Junković besonders erwähnen wird. Merkwürdigerweise ist auch über die relativ naheliegende Bayerneinwanderung sehr wenig bekannt und darüber scheinbar wenig geforscht worden. Allein das gleiche Wappen der edlen Pranker und der Stadt Knittelfeld deutet auf deren Zusammenhang. Jene 1140 erscheinend, dürften Schirmherren der erst 1224 erwähnten Stadt gewesen sein.

Eine vielerorts verwertete Sage lautet²: Ein Hochwasser habe aus der Gaal einen Lintwurm herausgeschwemmt, den die Bewohner von Lint mit Knütteln erschlagen haben. An dieser Stelle sei Knittelfeld gegründet worden.

Immerhin merkwürdig ist die Angabe, die Linter (als die älteren Bewohner) hätten Knittelfeld gegründet. Es wäre gar nicht unmöglich, daß in den Hochmooren der Graden zur Steinzeit noch ein wollhaariges Rhinoceros promenierte, das man Lintwurm nannte, weil es „geländet“ wurde.

Im allgemeinen sind Sagen im Urzustande, ohne literarische Ausschmückung nie ganz zu verwerfen, ein Kern bleibt, das bewies die Grabung in Peccatel, wo die Sage durch den Inhalt des Hünengrabs vollkommen bestätigt wurde.³

Bei ihrer Niederlassung suchten die Bayern einen Stützpunkt auf römischer Grundlage nahe dem Murübergang bei Gubernitz und wählten ihn am hohen, alten Ufer, dort wo der Jüngerlingbach dieses durchschneidet, so daß sie jenen nur abzuleiten brauchten, um ihre Gründung von drei Seiten durch Wassergräben und die vierte den steilen „Stadtbübel“ zu schützen. Wie heute noch bei der Landbrücke an der neuen Jüngerling, war Alles mit Erlen bedeckt, die Mühle Gruber, hieß noch vor kurzem die Edlmühl, die Mühle in den Erlen, deren letzte eben gefällt wurden. Der Name Knittelfeld, 1224 Chnutelvelde, war dadurch gegeben. Das Feld bedeckt mit Prügelholz.

Ob die Bayern über den Tauern durchs Pölstal oder auch von St. Michael in den Murboden kamen, ist unbekannt, es scheint aber, daß sie von Knittelfeld⁴ aus, die Kolonisation der näheren Umgebung zwischen den slawischen Gemeinden durchführten, ohne diese zu stören. — Der Jüngerlingbach floß damals im Bette des

¹ Rein bayrisch sind 2 Namen besonders fetter Almböden, die „Schmeer-taschen“ beim Kannathörl und das „Schmeerhaus“ am Reichart.

² Auch bei Krainz, Mythen und Sagen.

³ Vereinschriften Schwerin. Ähnlich den vielen mit den goldsuchenden Venedigern im Oberland.

⁴ Mit Haukenbübel als Veste, Straßensperre des Weges Maßweg-Cobenz, das schon 1080 vorkommt (Jahn, Hucinpöbel) und die fähre Rasniz-Margrethen beherrscht.

heutigen Jngeringer Werkskanals, der 1590¹ über die Schießstätte gegen Gubernitz floß und der „Mühlbach unter Hautzenbühel“ genannt wurde.

Die slawische vermutlich kroatische Gemeinde Graden verlassend, fließt die Jngering in die bayrischen Puchschachen und Schwachendorf gegen Knittelfeld. Am linken Ufer grenzt die kroatische Anhörs an Sachendorf, der heute nur noch im Kataster bekannte Grenzriedname: Laschtam = lošta = Schaf, schlechte, also Schafweide, erinnert daran.

Das rechte Ufer bildeten die Gemeinden Schönberg und Jngering, letztere angrenzend an das slawische Maßweg, von dem der Saumpfad über die Brücke in Sachendorf beim vulgo „Stegmar“ nach Einhörs führte.

Ein Erdschlipf vom vulgo Tremmel gegen die Holzbrückenmühle wandte den Jngeringbach westlich.² An diesem zweiten Bette, des heute noch als Mühlbach am Samstag und Sonntag dienenden Hauptbaches, also einem gnadenweisen Wasserrechte, wurde das Dorf Jngering I gegründet. 895 erhielt Waltun von König Arnulf, eine Königshufe im loco Andrima, die Ottelin hatte,³ somit ziemlich beim Beginn der Bayerneinwanderung.

Das dritte Bachbett, der heutige Hauptbach, ist das ältere, das bei der Holzbrücke abgedrängt wurde und Maßweg durchströmt. Das zweite Bett gabelte von diesem ab.

Die Jngering hat stets die Tendenz wegen der Schotterbänke sich zu spalten, diese Arme wurden mit geringer Mühe dauernd mit Schleußen als Mühlbäche gegen abermalige Verschüttung bei Hochwässern geschützt, so entstand der Jngeringer Werkskanal, der Dorf-Jngeringbach und vom dritten Bachbette haben die Bayern einen halbstundenlangen Wasserzufuhrgraben zu ihrer Neugründung Pausendorf geführt.

Am alten ersten Jngeringbachbett erscheint 1160 die erste Mühle,⁴ die die edle Frau Hemma von Scachindorf dem Stifte Salkau schenkt, aus der 500 Jahre später ein Eisenhammer wurde. Jene freie Frau dürfte daneben im alten Herrenhause gewohnt haben, das heute noch die Hausnummer 1 trägt, während die Nachbarnummern, 18 und 27 bei ihrer sehr späten Errichtung bekamen.

Außer der Mosmühle, der heutigen Emailwarenfabrik, ist kein Betrieb von 1590 ober- oder unterhalb der Stadt Knittelfeld be-

¹ Zahn, Ortsnamenbuch.

² Erdlawinen ereignen sich öfter, zuletzt im geringen Maße 1902.

³ Levec Luschin, S. 86, Kronos, Besiedlung, S. 554. — Der slawische vermutlich kroatische Ahnherr der Grafen von Friesach.

⁴ Muchar II., Seite 97.

kannt, nur der Name Goldbühel, der nördliche Rain des alten Bachbettes gegen Hautzenbühel erinnert an gewerbliche Tätigkeit.

Das Goldwaschen wurde nachweisbar an vielen Orten des Murbodens und bis vor gar nicht so langer Zeit noch ausgiebig ausgeübt.

Mit der Erfindung des Schießpulvers und der damit zusammenhängenden Neubewaffnung, der sich mehrenden Ungarn- und Türkenfälle und anderen Kampfgelegenheiten scheint ein kolossaler Bedarf eingetreten zu sein, denn allerorts im Oberlande tauchen die Neugründungen der Eisenhämmer auf, die Alles erzeugten, vom Radreif an bis zum Harnischblech, Schwertern, Donnerbüchsen und Geschossen ebensogut wie Sensen und Sichel.

Die gotische Deckenbemalung der schönsten Kirche des Murbodens St. Marein zeigt heute noch, was alles der Hammerherr der Wasserleit 1465 schmiedete, leider konnte ich nicht eruieren, ob der kunstliebende Gewerke nicht Veit Pengg war, der 1480 die Martenkirche schmückte. Es scheint, daß Kaiser Max, der letzte Ritter, deutsche Hüttenleute nach Österreich berief.¹ Der Tradition nach, kam die alte Gewerkefamilie der Hillebrand, aus Fulda nach Eisenerz. Die Heimat der Hillebrand, später auch als „von Prandegg“ und „Prandau“ erscheinend, ist aber der hannoversche Harz und Hildesheim; deren einer Zweig bei der Gegenreformation aus Eisenerz auswandern mußte und noch auf mehreren Gütern der Provinz Posen blüht.

Die oberösterreichische Sensenschmiedsfamilie Zeilinger deutet auch auf den Ort Zeilingen bei Duderstadt im hannoverschen Harz.

In dieser gotischen Gründerzeit, hat der reiche Jörg Murer, dessen schöner Grabstein noch die Stadtpfarrkirche Knittelfeld ziert, laut Urkunde im praesulat. Seccoviensis² am Rupertitag 1495 „den Streckhammer erbaut, der vor Zeiten eine Mühle war, sage diesen aber dem Domprobst Joh. Dürnberger heim.“ — Gründe sind nicht angegeben, wohl aber ist eine Hochwasserkatastrophe zu vermuten, die eine Neuanlage des Bachbettes notwendig machte. Der heutige Jngeringer Werkskanal im Zuge des allerältesten Bachbettes wurde nach 1486 neu und fast gradlinig angelegt, denn sämtliche Wassergebäude am eine Meile langen Werkskanal sind genau auf den Kirchturm ausgerichtet, der erst 1486 vollendet wurde.

Der Hammerbetrieb verlangte mehr Wasser als ein gewöhnlicher Mühlenbetrieb der alten Zeit, so dürften die Hammergründer im Vereine mit der Stadt zu Wehr und Bedarf den Kanal angelegt

¹ 5. April 1505 gibt er den Sensenschmieden zu Bruck a. Mur Freiheiten.

² Sonntags Chronik von Sachendorf, ebendort.

haben.¹ Dem alten Streckhammer wurde von Max Seßler 1850 noch ein Sensenwerk angegliedert, 1904 wurde das urkundlich 744 Jahre bekannte Wasserwerk demoliert. Das nächste Werk, heute Zeilinger, war eine Klingenschmiede.

Das „Zeichen“, die Schutzmarke, war der Stolz des Klingenschmiedes, wornach bis Sibirien die Sensen verschieden im Werte taxiert wurden, jetzt ist auch dies vorbei!² Das heutige Zeilinger-Sensenzeichen — die zwei Weinmesser des Dietrichsteinwappens, können erst nach 1539 verwendet worden sein, denn vorher und nachher läßt sich kein Dietrichstein in der Gegend nachweisen, wohl aber am Torbogen der Feste der Veste Maßweg mag das Alliancewappen Teufenbach-Dietrichstein 1539 den Anlaß gegeben haben.

Möglich, daß eine noch frühere Verbindung mit dem Kanzler Dietrichstein Friedrich III. bestanden hat, wenn die Sage vom nahen Brunner-Kreuz Recht hat, die von einer Sensenschmiedetochter 1402 erwähnt. Am Einlauf der ältesten Jüngerling in die Mur, liegt der alte Einpacherhammer, merkwürdigerweise auf einer windischen Gründung. 1438 erscheint der reiche Ulrich Einpacher als Besitzer „des Wällischhammers an der Plemsen“, unter der Stadt.³ Der Riedname des heutigen Bahnhofes Knittelfeld ist „die Plemsen“ und die Bahnhofzufahrtsstraße war der „alte Eisenweg“, beide Namen haben ihre Geschichte. Plemsen kommt von plena, plenice = Eisenschlackengegend, also mußten die dort ausgegrabenen Holzgerinne mit Hammeranlagen zu tun gehabt haben. Zunković erwähnt vieler solcher Schlackenlager im Balkan, meist im Tale, nahe einem Flusse — ohne, daß ich ihm eine Ortsbeschreibung gab, hat diese Deutung ihre Bestätigung, an hohem Bachgefälle in die schiffbare Mur, auf der noch anfangs des vorigen Jahrhunderts Eisen nach Radkersburg und Wein von dort heraufschwamm.⁴ Der Punkt für einen Hammer war also vorzüglich gewählt. Dort fanden die Kroaten die Spuren ihrer metallkundigen windischen Vorfassen.

Der „alte Eisenweg“, mit Schlacken stets reichlich beschottert, war die Zufahrt zum sonnseitigen Talweg über Cobenz nach Vorderberg, von wo das Roheisen kam, bis einmal die nahe Brücke

¹ Für damalige Zeiten und Hilfsmittel ein ganz respektables Werk, das den Unternehmungsggeist, den Opfermut und nicht zum geringsten die Einigkeit der Unternehmer aufs vorteilhafteste illustriert.

² Die zentralkrussischen Kaufleute kamen noch per Wagen durch einige Generationen zum persönlichen Einkaufe — in den Murboden.

³ Die Streckhämmer raffinierten das Roheisen zu Schmiedeeisen, die Wällischhämmer erzeugten den Stahl für Schneidwerkzeuge und diese selbst.

⁴ Grabstein der Floßmeisterin Oberranzmayer in Knittelfeld, siehe Darstellung neben der Friedhofskirche.

von Gubernitz den Verkehr ablenkte. Bis vor kurzem führen die Kohlführer noch immer mit Vorliebe über Cobenz, trotz des schlechteren Weges.

Mit der interessanten unternehmenden Familie Einpacher, die Graz Bürgermeister und dem Kaiser Friedrich III. seinen Finanzminister¹ gab, werde ich mich speziell beschäftigen. 1579 am 24. April verkauften Joachim und Georg Einpacher ihr ererbtes Gut zunächst unter Knittelfeld an der Plems, so insgemein am Einpach genannt, gelegen, an den Hammermeister (Schwiegersohn) Georg Salzmann im Einpach und im Pölstal (Paßhammer), Ratsbürger zu Judenburg.

Ihre Nachfolger blieben bei der Stahlerzeugung bis die neue Zeit 1864 mit der Gewerbefreiheit, dem Puddel- und Bessemerprozeß und den Bahnbauten den Hammer zum Verstummen brachte, dessen Ruinen 1905 vom Erdboden verschwinden.

Einen weiteren Beleg für die slawische Gründung Einpachs, eine Seltenheit im Flußtale bietet der Name „im Pizzach“, für die Au nächst Ainbach gegen Landschach, das von pic = Fisch kommt und als guter Fischplatz gekennzeichnet wurde. Dort bildet die stets variable Mur ruhige Tümpel, in denen die forellen gerne auf Beute lauern.

Nach diesen Daten konnte die Mur den Stadtbübel von Knittelfeld „am Gries“ erst vor der Eisenzeit bespült haben, das Pizzach liegt nun fast eine halbe Stunde davon entfernt.

Eine ähnliche Schmiedekolonie sind die drei Hämmer im Möschitzgraben bei St. Peter ob Judenburg. Dort soll neben der Kirche eine Bogenschmiede gewesen sein, während die Klingenschmiede im Graben arbeiteten. Der Vulgarname „Messerer“ besagt, daß ein solcher den großen Hof in Mitterdorf gegen Rotenturm zu, besaß. Die Zeichen Sonne des Ebnerwerkes, Kössel des Stegmüllerwerkes sind nicht erklärt, hingegen das Zeichen „feinhalmond“, des Forcherwerkes ist das Wappenbild des kaiserlichen Waffenmeisters Ulrich Leyßer, der 1579 antierte. Die Klingenschmiede dürften dies Wappen als Beschauzeichen zur Schutzmarke umgewandelt haben.

Gründung und Blüte dürften kaum viel früher durch oberösterreichische Klingenschmiede den Graben bereichert haben. Die Namen der Gewerke Kettenbacher, Pieslinger, Steinhuber, Blumauer, Helml, Weinmeister, sind vergessen, ihre Hämmer seit wenigen Jahren demoliert, nachdem die Wittgenstein'sche Konzentration diese neuzeitlichen Opfer verlangen mußte. — Zweifellos

¹ Landesarchiv.

hat der aus Deutschland und Rußland gekommene Sensenerlös den Möschitzgraben befruchtet. Es wäre von Interesse, zu ermitteln, wann dessen Kolonisation vorgenommen wurde, um darnach auf das Alter der Hämmer zu schließen. Von der Kapitz, dem Trennungsberg zwischen Möschitz- und Feistritzgraben, gäbe eine Photographie der Sonnseite ein besonders deutliches Bild, wie diese in zwei Terrassen durch lange Säune vom Bach bis zur Schneid, gleichmäßig eingeteilt, kolonisiert wurde. Ob das slawische oder bayrische Hufen sind, wird sich leicht erweisen.¹ Die deutsche Bewohnerschaft des Murbodens vermehrte sich namhaft durch reichen Kinderseggen (12 Kinder eines Paares waren gar nichts seltenes in den Taufregistern). Die Sensenwerke zogen fast ausschließlich oberösterreichische Klingenschmiede herein, die Streckhämmer meist Ennstaler aus der Gegend von Hieslau—Weyr, die Stahlhämmer Kärntner und Krainer. Diese Elemente bildeten bis zur Eröffnung der Bahn eine ziemlich homogene Bevölkerung, die wenig verschieden sein mochte von jener des alten Andrimagau's vor 1000 Jahren. Wo endete dieser Gau im Osten, grenzte er in Preg auch früher an den Leobnergau? Sollte nicht der Jüngerbach die Grenze gewesen sein, als die Kroaten kamen? Warum sind die Galler von ihren Burgen² Niedergeil und Grad in der Graden nach ihrem Maßweg übersiedelt, dessen alte Wasserburg dicht an der Grenze der Katastralgemeinde Knittelfeld liegt; Fragen, die noch ihrer Beantwortung harren, denn wenn die Andrima-Jünger keine Bedeutung gehabt hätte, würde man den Gau nicht nach ihr benannt haben.

Von den Ungarn- und Türkeneinfällen der zahlreichen Landsknechtdurchzügen gibt es keine Erinnerungszeichen, wohl aber 5 Familien³ führen ihren Stammbaum auf napoleonische Flüchtlinge zurück. Mangels Denkmälern oder Skelettfunden kann man nur vermuten, wie die Urbevölkerung gestaltet war. Ich möchte annehmen, die Winden oder Veneter oder Illyrer, die doch eine Rasse unter vielen Namen vorstellen, waren ein schlankes, hohes schwarzes Volk, wie es noch im alten Illyrien und den Veneter-Alpen lebt.⁴ Dieser Typus war noch vor Jahren im Obdacher Bezirke rein erhalten. Die Frauen bekannt als Schönheiten, die Männer als besonders intelligent. Falb war ein echter Obdacher.

Vom römischen Einschlage waren merkwürdigerweise noch ganz

¹ Siehe Levec.

² Die heutigen Bauerngüter Musenbichler und Burgstaller.

³ Toblier, Scorbier, Miserable.

⁴ Die richtige Aussprache der heutigen Bewohner erinnert noch an den Urnamen.

deutliche Spuren bei den glattrasierten Besitzern der Großbauerngüter um Judenburg und bei Cobenz zu sehen. In den vatikanischen Galerien Roms sieht man viele bekannte Gesichter. Auf der Büste liest man zwar Caracalla, aber das ist der vulgo Lippbauer aus Waltersdorf, neben ihm thront der Kienberger, der alte Kirchenbauer, der Kasnikerwirt, der Frewein aus Cobenz und andere mehr. Kenner der hiesigen Gegend haben gewiß noch vor 20 Jahren alle diese Cäsarenenkel bei landwirtschaftlichen Festen auf der Post in Judenburg beisammen gesehen und werden die frappante Ähnlichkeit nur bestätigen können.

Die blonden Kroaten dürften die Gaal weniger günstig bevölkert haben, während die stets wohlgenährten und intelligenten Eisenarbeiter, namentlich die oberösterreichischen Sensenschmiede, am Mareinerboden eine besonders wohlgestaltete Bewohnerschaft hinterließen.

Die einwandernden Bajuwaren haben sich mit den restlichen Slawen gekreuzt, ohne hervorragende Individuen erzeugt zu haben, deren Entwicklung durch schwere Arbeit, unverdauliche Kost und höchst unhygienisches Wohnen nicht anders werden konnte.

In den Seitentälern nimmt begreiflicherweise die Bevölkerung immer mehr ab. Die überall erscheinende Landflucht, die gänzlich geänderten Produktions- und Absatzverhältnisse müssen die Gräben ohne Industrie veröden machen. Nicht zum geringen Teile tragen auch die rapid sich verschlechternden klimatischen Verhältnisse bei; wo sind die Zeiten, wo die „Weinleiten“, die „Hopfgärten“ ihre Namen mit Berechtigung erhielten?

Scheinbar nicht gar so weit zurück, wenn man im alten Göth liest, daß noch um 1770 auf der Weinleithen bei Baierdorf im Kammersbergtales des Murauer Bezirkes noch Wein im großen kultiviert wurde.

Heute, nach 135 Jahren, liegt dort 6 Monate Schnee, herrscht 6 Wochen Sommer, der Rest — kalter Wind.

Seit der Eröffnung der Eisenbahn ist die Bevölkerung der Industrieorte eine vollkommen gemischte geworden, deren Charakter durch die stets wechselnden Elemente fast keine länger festhaften Eingeborenen mehr zeigt.

Wie die Kirchenbücher Knittelfelds ausweisen (infolge der Brände sind nur mehr jene von 1720 vorwärts vorhanden), gibt es nur noch 2 Familien als Hausbesitzer seit jener Zeit, v. Forcher und Kaltenbrunner, seit 1780 die Familie Egghardt und alle anderen sind Ortsfremde.

Die Kontinuität des Grundbesitzes währt immer kürzer, wodurch der lange Jahre anhaltend gewesene Urcharakter der Gegend

sehr rasch verschwindet. Diesen wollte ich noch vor Eintritt der neuesten Umwälzungen durch diese Abhandlung vor der Vergessenheit in Erinnerung gebracht haben, vielleicht veranlaßt dies Bild der Besiedlung des Murbodens Berufene den Details nachzugehen.

Eingehende Musealvergleiche in Zentraleuropa müßten ergeben, daß die Blütezeit der hohen Hallstädter Kulturperiode nicht in die Zeit um 1000 vor Christo fällt, wie bisnun allgemein behauptet wurde, sondern viel später, möglicherweise bis zum ersten Jahrhundert vor und nach Christo. Dementsprechend wäre auch der Beginn der Eisenzeit in den Alpen näher zu rücken, als man bisher angenommen hatte. Beide Kulturen konnten ja noch 2 Jahrhunderte nebeneinander bestehen.

Sehr dankbar wären auch die gemeindeweisen Erforschungen der Einwanderungen und Besiedlungen, wobei die nun im modernsten Stile geleiteten Landesanstalten in Graz aufs liebenswertigste ihre Hilfe darbieten, wie ich selbst erfuhr, wofür ich den Direktionen des steirischen Landesarchivs, der Landesbibliothek und des Antikenkabinetts den verbindlichsten Dank ausdrücke.

Sachendorf bei Knittelfeld, November 1905.

Franz Forcher v. Minbach.